

Der Zeitgenosse

Eine geschichtstheoretische Begriffsbetrachtung

Richard Hoppe-Sailer zum Abschluss seiner akademischen Lehrtätigkeit an der Ruhr-Universität Bochum am 12. Juli 2017 in herzlicher Freundschaft

Lucian Hölscher

Dem Historiker ist der Zeitgenosse eine ebenso vertraute wie befremdliche Gestalt: Keine Fremdheit kann das Band zwischen ihnen lösen, das die Zeit zwischen ihnen geknüpft hat; keine Seelenverwandtschaft aber auch den Riss kitten, wenn sie zu unterschiedlichen Zeiten leben. Denn sie verbindet und trennt kein Land, keine Hoffnung, keine Erfahrung, sondern allein die Zeit, in der sie leben oder gelebt haben. Am Zeitgenossen lassen sich die Aporien zeigen, die uns die neuzeitliche Konstruktion der Geschichte hinterlassen hat.

1. Betrachten wir zunächst, was den Zeitgenossen nach allgemeinem Verständnis ausmacht. Seine Definition erscheint zunächst höchst einfach: Zeitgenossen sind alle diejenigen, die zur selben Zeit leben. Doch was heißt >zur selben Zeit<, und was verbindet Menschen eigentlich mit einander, die zur selben Zeit leben? >Gleichzeitig< nennen wir zwei Ereignisse, die zur selben Zeit stattfinden. Sie müssen nicht unbedingt im selben Moment anfangen und aufhören, es reicht schon, wenn sie sich zeitlich überlappen. Parallel zur Gleichzeitigkeit müsste man eigentlich auch von einer >Gleichörtlichkeit< sprechen, aber dieser Begriff, so sinnvoll er auch wäre, hat sich niemals durchgesetzt.

Menschen leben, Ereignisse geschehen zur selben Zeit. Aber dies allein kann eigentlich noch keine Gemeinschaft zwischen ihnen herstellen. Es muss etwas hinzukommen, das sie teilen, wenn sie zur selben Zeit stattfinden. Mit der Feststellung einer Gleichzeitigkeit ist immer mehr gemeint als die rein zeitliche Koinzidenz. Mitgedacht wird dabei auch ein innerer oder äußerer Bezug, die Überzeugung, dass sie etwas miteinander zu tun haben. Das bezeugen schon sehr alte Berichte, etwa Livius' Datierung des Sturzes des letzten römischen Königs Tarquinius Superbus in dasselbe Jahr 510 vor Christi Geburt, in dem in Athen auch die Ermordung des Tyrannen Peisistratos durch Harmodios und Aristogeiton stattfand. Was beide Ereignisse verband, war nicht allein der (angenommene) gemeinsame Zeitpunkt (den viele Historiker inzwischen bezweifeln), sondern auch der Übergang von der Tyrannis zur Republik in den beiden antiken Hauptmächten des nördlichen Mittelmeerraums: Erst diese Tatsache machte sie gewissermaßen gleichzeitigkeits-reif. Wir treffen hier auf

einen vormodernen Begriff von Zeit, wie er sich zum Beispiel auch in der sprachlichen Formel, >die Zeit sei reif< für etwas, findet. Die Zeit wurde darin noch nicht (wie seit Newton) als abstrakter Punkt auf einem allgemeinen, inhaltsleeren Zeitstrahl verstanden, sondern als Moment in einem sinnvollen Zusammenhang.

Einer anderen Form von Gleichzeitigkeit begegnen wir ebenfalls schon früh in der Synchronie, der zeitlichen Abstimmung zweier Momente, die jeweils schon für sich in einem chronologischen Zusammenhang stehen: Mit ihren synchronistischen Tabellen begann die antike und mittelalterliche Geschichtsschreibung schon in der Antike, die Folge von Herrschern in verschiedenen Ländern abzugleichen. Solche Tabellen enthält schon das Alte Testament, systematisch wurden sie für die Geschichtsschreibung zuerst von Eusebius von Caesarea im 4. Jahrhundert nach Chr. genutzt, der dadurch zu einem prominenten Vertreter der ländervergleichenden Kirchengeschichtsschreibung wurde.

Die synchronistische Darstellung erlaubt einen raschen Überblick über die Ein- und Übergriffe eines Landes auf ein anderes (wobei als >Land< hier eine Region gelten soll, in der derselbe Kalender bzw. dieselben chronologischen Tafeln in Gebrauch sind), wie sie vor allem bei Kriegszügen, aber auch bei Reisen und im Handel häufig vorkamen. Gerade auf Reisen bestand in der Vormoderne, als es noch keine allgemeine Weltzeit gab, ein dauerhaftes Problem darin, die Kalender und Uhrzeiten verschiedener Orte, die der Reisende berührte, auf einander abzustimmen. Deshalb gab es in solchen, damals ihrer Zahl nach noch überschaubaren Fällen auch auf einer abstrakteren Ebene einen ständigen Bedarf an Abstimmungen, der graphisch (und damit tradierbar) häufig durch die Parallelnotierung verschiedener Kalender und Uhr auf einem Blatt bewältigt wurde. Dies funktionierte ähnlich wie noch heute der Abgleich verschiedener Währungen auf einem Währungsrechner, nur dass sich die Gleichungen damals nicht so rasch verschoben wie heute. Dafür wurde die Umrechnung oft dadurch zusätzlich erschwert, dass in ein und derselben Region mehrere Zeitrechnungen neben einander bestanden, im Heiligen römischen Reich etwa neben der in der kirchlichen und kaiserlichen Verwaltung üblichen Rechnung post Christum natum auch die nach dem Regierungsjahr des jeweils gerade regierenden Fürsten und auf lokaler Ebene auch noch die nach kollektiv erinnerten großen Ereignissen, etwa der letzten großen Hungersnot.

2. Beim synchronistischen Abgleich regional verschiedener Zeitordnungen handelte es sich allerdings zunächst immer um tatsächliche oder zumindest virtuelle Aktionen, d. h. um räumliche Übergriffe auf ein anderes Land mit anderer Zeitordnung, durch die Menschen einander zu Zeitgenossen wurden. Erst im 18. Jahrhundert weitete die Geschichtsschreibung das Konzept der Gleichzeitigkeit auch auf Ereignisse aus, die scheinbar nichts weiter gemein hatten als den Zeitpunkt, zu dem sie stattfanden. Mit den Worten des Göttinger

Universalhistorikers August Ludwig Schlözner (1735-1809) trat neben den >Realzusammenhang<, die unmittelbare Einwirkung eines Ereignisses auf ein anderes, nun der >bloße Zeitzusammenhang<. Den Unterschied zwischen beiden beschrieb er folgendermaßen: Realzusammenhänge zwischen

Begebenheiten, die von Natur in einander verflochten sind, lassen sich eben dadurch leicht als gleichzeitig denken: aber Begebenheiten ohne allen merklichen Realzusammenhang, die Siege des Timurs [Timur oder Tamerlan war ein zentralasiatischer Herrscher am Ende des 14. Jahrhunderts, Anm. d. V.] und die Intrigen der Margaretha [Margarete von Tirol, 1318-1369, konnte sich nur durch zahlreiche Intrigen auf dem Thron halten, Anm. d. V.], wie lassen sich diese als koexistent behalten? Sie haben keine Verbindungspunkte, sie verhalten sich eben so willkürlich wie Wörter und Ideen zusammen, und die systematische Weltgeschichte scheint dadurch eine eben so lästige Memoriensache wie das Sprachenlernen zu werden.¹

Schlözners Überzeugung nach bestand allerdings auch zwischen solchen scheinbar völlig unzusammenhängenden historischen Ereignissen und Gestalten ein Zusammenhang, der sich aus dem von ihm vorausgesetzten Gesamtzusammenhang allen Lebens, und so auch aller historischen Begebenheiten ergab: „Ein höherer Geist, der die Verkettung aller Dinge unsers Erdbodens durchschaut, würde allerdings auch unter ihnen eine entweder spätere oder frühere Realverbindung finden.“²

Mit der geschichtsphilosophischen Figur des >Geistes< fand die Geschichtsphilosophie des 18. Jahrhunderts einen metaphysischen Akteur, der ein unsichtbares Band zwischen Dingen und Ereignissen knüpfte, die nur scheinbar nichts mit einander zu tun hatten. Gemeint war damit nicht mehr Gott (oder wenn Gott, so doch nicht mehr der christliche Gott, dessen Herrschaft sich im Zuge der Entdeckungen christentumsferner Erdteile als begrenzt erwiesen hatte), sondern die >Natur< als der große Zusammenhang allen Lebens, wie ihn die deistische Naturphilosophie entwarf. Dieses von der Natur selbst geknüpfte Band sprengte die diachrone Logik von Ursache und Wirkung, welche den Zusammenhang der Geschichte bislang hergestellt hatte, und schuf eine neue synchrone Logik der Gleichzeitigkeit, die bald zur Allerweltspraxis wurde.

Wir begegnen dieser neuen Form der synchronistischen Zeitgenossenschaft zum Beispiel in dem berühmten Ausspruch Goethes anlässlich der Kanonade von Valmy am 20. September 1792, bei der er selbst in Lebensgefahr geriet: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“ >Ihr< – das waren in dieser dreißig Jahre später in seiner Autobiographie berichteten Fassung nicht nur die damals anwesenden Kameraden und Offiziere, die Goethe und den Weimarer Herzog Ernst August auf deren Frankreichfeldzug begleiteten, sondern das waren alle

¹ Ludwig August Schlözner: Versuch einer Universal-Historie, Göttingen/Gotha 1772, S. 48.

² Ebd.

Mitlebenden überhaupt. Denn die Folgen und Auswirkungen dieser historischen Niederlage der verbündeten Truppen, so wollte Goethe sagen, würden alle, auch die zuhause Gebliebenen und selbst diejenigen zu spüren bekommen, die damals noch in äußerster Ferne zu den Ereignissen in Frankreich lebten. Sie alle waren dadurch zu Zeitgenossen in einem neuen Sinne geworden.

Zwei Dinge sind bemerkenswert an dieser neuen, erst seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert denkbaren Zeitgenossenschaft. Zum einen rückte sie die synchrone Gleichzeitigkeit des Geschehens in eine diachrone Perspektive: Erst im Nachhinein, das heißt aus der Perspektive eines künftigen Beobachters, stellte sich nämlich heraus, was >gleichzeitig< in diesem neuen geschichtsphilosophischen Sinne war. Der gegenwärtig Lebende konnte dieses spätere Urteil zwar prophetisch antizipieren bzw. es, wie Goethe in seiner Autobiographie dreißig Jahre später, als prophetisches Urteil nachträglich fingieren, aber er stellte sich damit auf einen metaphysischen Beobachterpunkt, der den realen zukünftigen Zeitpunkt, zu dem ein solches Urteil möglich sein würde, nur historisch imaginierte. Die Gemeinschaft der Zeitgenossen war so nur in Form einer Projektion zu haben, und diese Projektion verband mit der Inklusion der Mitlebenden zugleich eine Exklusion: Ausgeschlossen waren nämlich von der Zeitgenossenschaft nun alle, die nicht zeitgleich lebten, unter ihnen vor allem auch der Beobachter, dessen nachträgliches Urteil die Zeitgenossenschaft der Mitlebenden überhaupt erst gestiftet hatte.

Das klingt kompliziert, ist aber im Grunde ganz einfach, wie sich am Beispiel des 1909 veröffentlichten Erinnerungsbuches >Im Schatten der Titanen< der Sozialistin und Frauenrechtlerin Lily Braun an ihre Großmutter Jenny von Papenheim, geb. von Gustedt leicht zeigen lässt. Als Zeitgenössin von Goethe gehörte Jenny von Papenheim, so wollte Lily Braun zeigen, einem Geschlecht von >Titanen< an, in deren >Schatten< sie zwar noch aufgewachsen war, das sie aber selbst nicht mehr fortsetzen konnte. Tatsächlich überlappten sich die Lebensläufe ihrer 1811 geborenen und 1890 gestorbenen Großmutter zwar nur partiell, rein altersmäßig gehörte sie sogar schon der übernächsten Generation nach Goethe an. Doch im Abstand der zwei Generationen zwischen Lily Braun und ihrer Großmutter zeichneten sich für die 1865 geborene Enkeltochter nun die Eigentümlichkeiten des sozialen Habitus und der Denkweise ab, welche für die >Goethegeneration< selbstverständlich, für sie selbst aber nicht mehr reproduzierbar waren. Die Zeitgenossenschaft zwischen Goethe und Jenny von Papenheim war für deren Teilnehmer noch nicht erfahr- und artikulierbar gewesen. Erst im Nachhinein zeigte sich, was damals zusammengehörte, was die damalige Zeitgenossenschaft ausmachte.

Und damit ist auch gleich das zweite neue Element der neuen, geschichtsphilosophisch bedingten Zeitgenossenschaft gesetzt: Es bestand in der Epochenbildung, die mit jeder

Zeitgenossenschaft verbunden ist. In voraufklärerischer Zeit waren Epochen nichts weiter als Zäsuren, gewissermaßen Haltepunkte auf dem Weg durch die Zeit gewesen. Sie dienten der Gliederung des Geschehensflusses, ohne diesen doch aufzuhalten. Jetzt jedoch, unter dem Einfluss der neuen Geschichtsphilosophie, änderte sich die Bedeutung: Als >Epoche< wurden jetzt die Zeiträume bezeichnet, die sich zwischen den epochalen Zäsuren erstreckten. Der Bedeutungswandel im 18. Jahrhundert ist selbst ein Zeichen und ein Element des Wandels im geschichtlichen Zeitverständnis, das sich von den Punkten und Linien den Räumen und Gestaltungen der Geschichte zuwandte.

Die epochal gegliederte Zeit der Geschichtsphilosophie ist disruptiv, sie setzt sich aus Perioden des zeitlichen Stillstands innerhalb jeder Epoche und Sprüngen zwischen den Epochen zusammen. Zeitgenossen kennen unter einander kein zeitliches Gefälle, so fern sie auch, wie im Falle von Goethe und Jenny von Papenheim, tatsächlich von einander leben. Sie gehören derselben Epoche an, wie lang sich diese auch erstrecken mag, und diese kennt kein zeitliches Gefälle, solange sie nicht in weitere Unterepochen (die Renaissance etwa in Früh- und Spätrenaissance) gegliedert wird.

Auch für diese eigentümliche Form der Zeitlichkeit hat das 18. Jahrhundert ein geschichtsphilosophisches Konstrukt gefunden: den >Zeitgeist< (esprit du temps). Durch ihn sah etwa Voltaire im >Zeitalter Ludwigs XIV< (deutsch 1751) die Athener des 5. Jahrhunderts vor Chr. zu einem >goldenen Zeitalter< (age d'or) verbunden, und ebenso die Zeitgenossen des damals gerade abgelaufenen Zeitalters Ludwigs XIV. Solange solche Zeitalter andauern, steht die Zeit der Geschichte gewissermaßen still, erst mit ihrem Ende kommt sie wieder in Gang. So setzt die Zeitgenossenschaft eine eigentümliche Dynamik von Zeitsprüngen und Zeitvergessenheit in Gang, die dem Bild der kontinuierlich verlaufenden Geschichtszeit diametral widerspricht und uns auf eine Grenze der historischen Weltbetrachtung überhaupt aufmerksam macht. Ihr seien zum Abschluss noch einige abschließende Reflexionen gewidmet.

3. Geschichte, so lehrt es die heute herrschende Geschichtstheorie, ist ohne zeitlichen Wandel, das Vergehen von Zeit nicht möglich, ja sie erfüllt sich geradezu in der Sinnfüllung von zeitlicher Differenz. Doch zugleich gilt weiterhin Augustins Beobachtung, dass das, was nicht mehr oder noch nicht ist, also das Vergangene und das Zukünftige, eben nicht IST – wobei Augustin ein im Sinne der vorsokratischen Philosophie emphatisch verstandenes SEIN, gewissermaßen ein existenzielles Sein im Sinne hatte. Für dieses existenzielle SEIN ist nicht der Fluss der Zeit, sondern die schiere Anwesenheit des gerade Gegebenen entscheidend, ja mehr noch: Beide Formen von Sein stehen in unversöhnlichem Widerspruch zu einander. Denn wo Ereignisse WAREN oder SEIN WERDEN, da SIND sie nicht. Wo sie aber waren, da ist heute etwas anderes an ihrer Stelle. Für den historisch

Denkenden garantiert der Zeitenfluss die Existenz der Dinge, für den existenziell Denkenden vernichtet er sie.

Der Widerspruch zwischen historischem und existenziellem Sein durchzieht bis heute unsere Welterfahrung und so auch unsere Wissenschaftskultur. Er macht sich auch im Gespräch zwischen Geschichts- und Kunstwissenschaft geltend: Denn um ein Kunstwerk zu verstehen, können wir, müssen aber nicht den Wandel der Zeit seit seiner Entstehung reflektieren. Es gibt ein unmittelbares Ergreifen des Kunstwerks in seiner gegenwärtigen Gestalt, das keiner Verzeitlichung, also etwa der Kenntnis seines Alters oder der Umstände seiner Entstehung, bedarf. Ein solches zeitloses Verstehen, das den Wandel der Zeit ausblendet, gibt es auch in der Philosophie, in der Literatur und Naturbetrachtung, überhaupt in allen systematischen Wissenschaften, aber auch in der Geschichtswissenschaft.

Hier allerdings stellt sich der Widerspruch zwischen historischem und existenziellem Sein in verschärfter Weise. Denn obwohl es die Geschichte immer mit zeitlichem Wandel zu tun hat, dieser Wandel sogar ihre disziplinäre Eigenart ausmacht, wäre historisches Verstehen ohne die Ausblendung der Zeit gar nicht möglich. Würde sie nämlich nicht ausgeblendet, könnten wir uns das, was, existenziell betrachtet, nicht IST, hermeneutisch gar nicht aneignen: Wir hätten es bei dem, was wir vergangen oder zukünftig nennen, immer nur mit Chimären zu tun. Das aber widerspricht dem Selbstverständnis der Disziplin ebenso wie die Auffassung, dass nur das Gegenwärtige existiert, nicht auch das Vergangene. Die Ausblendung der Zeit aus der Vorstellung von dem, was vergangen bzw. zukünftig, mithin uns nicht unmittelbar gegeben ist, ist deshalb, wie schon Georg Simmel 1917 in seinem Essay *>Das Problem der historischen Zeit<* beobachtet hat, ein ebenso wesentliches Element der Geschichtswissenschaft wie die Einblendung der Zeit, die Verzeitlichung der Dinge.

Bedenkt man nun allerdings die konstitutive Rolle zeitlosen Verstehens in der Geschichte, dann gewinnt auch der Begriff der Zeitgenossenschaft eine neue Bedeutung. Ebenso wie für Zeitgenossen, die demselben Zeitalter angehören, zeitliche Differenzen keine Rolle spielen, weil sie im selben *>Geist<* leben, können sich auch Menschen, die gänzlich unterschiedlichen Zeitaltern angehören, als Zeitgenossen wahrnehmen, wenn sie sich demselben *>Geist<* unterstellen. Sie müssen sich dafür nur einem anderen geschichtlichen Zusammenhang anvertrauen als dem ihres gegenwärtigen Zeitalters. So können wir in gewissem Sinne auch Zeitgenossen des Perikles oder Goethes sein, indem wir die Zeitgenossenschaft mit unserem heutigen Zeitalter aufkündigen, können die historische Zeit situativ in oder auch außer Kraft setzen und so ein höchst komplexes Geflecht pluritemporaler Zeitgenossenschaften herstellen. Die Zeitlosigkeit ist die Nacht- und Schattenseite der Geschichte, ohne die sie deren Tag- und Lichtseite nicht entwerfen kann.

Im Wechsel zwischen Zeit und Zeitlosigkeit sucht auch der Zeitgenosse heute seine verschlungenen Wege.

Literaturhinweise

Hölscher, Lucian: Die Geburt der Geschichtswissenschaft aus dem Geist der Gleichzeitigkeit, in: Keiko Hamazaki, Christine Ivanovic (Hg.), *Simultaneität – Übersetzen* (Tübingen: Stauffenberg-Verlag 2013), S. 159-168.

Ders.: *Mysteries of Historical Order: Ruptures, Simultaneity and the Relationship of the Past, the Present and the Future*, in: C. Lorenz, B. Bevernages (Hg.), *Breaking up Time. Negotiating the Borders between Present, Past and Future* (Göttingen 2013), S. 134-152.

Ders.: *Time Gardens: Historical Concepts in Modern Historiography*, in: *History and Theory* 53 (December 2014), 577-591.

Ders.: *Von leeren und gefüllten Zeiten. Zum Wandel historischer Zeitkonzepte seit dem 18. Jahrhundert*, in: Alexander Geppert/ Till Kössler (Hg.): *Obsessionen der Gegenwart. Zeit im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2015, S. 37-70.